



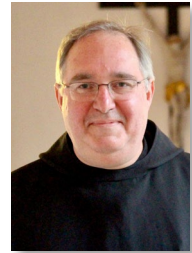
Wort in die Zeit

Abtei Neuburg



Heft 212 / 2019

» Ich habe dich geliebt, noch ehe du geboren warst.
Ich werde dich lieben, noch nach den Ende der Zeiten.
Ich liebe dich in alle Ewigkeit. «



Dieses Wort durchwirkt jede Seite der Bibel. Es kommt von weit her, von Gott, und es trägt alles Lebendige wie ein unterirdischer Ur-Strom. Es ist die letzte Vergewisserung des Lebens in seinem Urgrund, in Gott.

Wir Christen verstehen uns von Tod und Auferstehung Jesu Christi her. Diese irdische Welt, wie sie ist, und auch das Schicksal der einzelnen Menschen, mit den großen Ungerechtigkeiten, zu akzeptieren und anzunehmen, fällt uns schwer. Auch Jesu Schicksal wirklich anzunehmen und zu verstehen, weil es Gottes Weg mit ihm ist, ist und bleibt für uns Christen eine Herausforderung, ebenso das Geschehen von Ostern, das irdische Erfahrung radikal überschreitet. Nur der Glaube und das Vertrauen in Jesus können das Geheimnis von Tod und Auferstehung zusammenhalten und unserer Existenz Heimat und Geborgenheit schenken.

Auch die Situation unseres Klosters ist nicht einfach zu verstehen und anzunehmen. Das Vertrauen auf Ostern mag uns den Weg zeigen. Es ist eine große Herausforderung, sich von Gott geführt zu wissen, unsere Kern-Aufgabe als Mönche.

So wünsche ich uns allen zu Ostern, dass es uns immer wieder geschenkt wird, bescheiden und doch beharrlich den Raum zu schaffen, dass im Vielerlei des Alltags und in der Zerstreuung von dieser letzten Gewissheit, von diesem Ur-Strom der Liebe in der Tiefe unserer Existenz etwas an die Oberfläche unseres Lebens dringen kann und uns stärkt und trägt, und wir so österliche Menschen werden, die dem Leben trauen und wissen, dass die Liebe trotz all ihrer Gefährdung und trotz aller gegenteiligen Erfahrung doch das erste und letzte Wort hat. Das ist das eigentliche Zeugnis unserer Klostersgemeinschaft und eines jeden Christen.

Diese Gewissheit wünsche ich Ihnen und uns von Herzen, und so wird unser Ostern froh und gesegnet sein.

Ihr P. Ambrosius

Impressum

Herausgeber: Abtei Neuburg, Stiftweg 2, 69118 Heidelberg
Redaktion: P. Ambrosius Leidinger OSB, Peter Stadler
Mitarbeiter dieser Ausgabe: Alt-Abt Franziskus Heereman OSB, P. Benedikt Pahl OSB
Fotos dieser Ausgabe: Peter Stadler, P. Ambrosius
Bankverbindung: Liga-Speyer, IBAN: DE09 7509 0300 0000 0644 67, BIC: GENODEF1MOS
E-Mail: kloster@stift-neuburg.de
Internet: <http://www.stift-neuburg.de> · <https://www.facebook.com/Stift-Neuburg>

Eine Betrachtung zum Gleichnis „Der Verlorene Sohn“ aus dem Lukasevangelium 15

Das Gleichnis vom „Verlorenen Sohn“ gehört gleichsam zum Urgestein dessen, was Jesus uns von Gott sagen will.

Hier wird in ganz eindringlicher Weise beschrieben, wie Gott mit uns umgeht, auch wenn wir schuldig geworden sind, und auch, wie wir miteinander umgehen sollen, damit wir nicht aneinander schuldig werden.

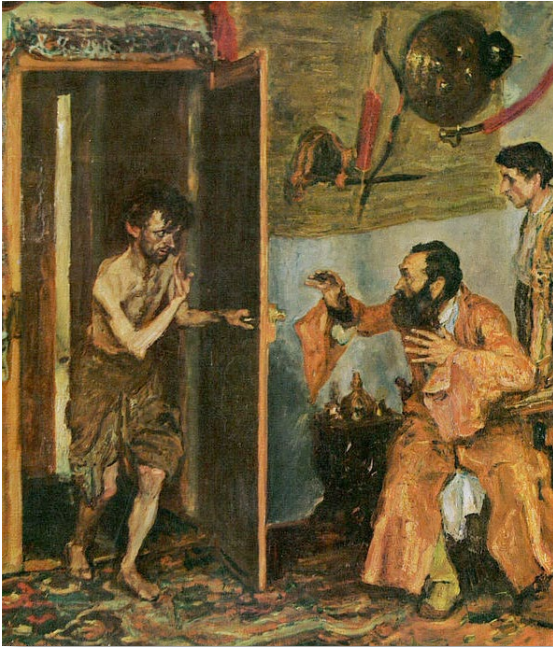
Nun kann man dieses Gleichnis von den verschiedenen handelnden Personen aus betrachten. Wir sind gewohnt, unser Augenmerk auf den „Verlorenen Sohn“ zu richten und folgen damit der Sichtweise Martin Luthers, der seine Lebens- und Glaubensgeschichte im Lebensweg des „Verlorenen Sohnes“ erkannte und seine Umkehr und die Gnade des Vaters in den Vordergrund rückte. In anderen Sprachen aber ist dieses Gleichnis mit „der barmherzige Vater“ überschrieben.

Ich habe die hier geschilderte Szene oft von Jugendlichen mit Hilfe eines Rollenspiels nachspielen lassen. Die Jugendlichen mussten sich also in die Personen hineindenken, um nachzufühlen, wie sie fühlen und reagieren, was sich zwischen dem Vater und den beiden Söhnen auf der Beziehungsebene entwickelte. Für uns alle ergab sich immer wieder Überraschendes. Da ist zunächst die Zentralfigur: der Vater. Seine Söhne verstehen ihn nicht. So ein tolles Verhältnis untereinander kann nicht bestanden haben. Irgendwie spüren wir eine Barriere, eine Entfremdung zwischen allen dreien. Der jüngere Sohn will sich emanzipieren, absetzen. Er sucht das Leben und die Freiheit fern vom Vater. Vielleicht fühlt er sich vom übermächtigen Vater erdrückt, wie es nicht selten der Fall ist.

Auf die religiöse Ebene übertragen, könnte das heißen: viele meinen, die vielen Gebote und Verbote der Kirche lassen sie nicht mehr frei atmen. Deswegen gehen sie zu Gott und Kirche und ihrer Moralvorstellungen auf Abstand.

Der Vater nun macht dem jüngeren Sohn keine Vorhaltungen, erhebt keine Einwände, gibt keine guten Ratschläge mit auf den Weg. Der Sohn erhält das Erbe, und der Vater lässt ihn einfach gehen, ohne mit ihm zu ringen.

Auch der brave ältere Sohn ist dem Vater innerlich fern. Er meint, er müsse sich die Liebe des Vaters durch rechtes Verhalten, durch Tüchtigkeit verdienen. Auch dieses Missverständnis kommt bei vielen Christen vor; es wurde früher auch gepredigt. Nur wer die Gebote hält, ist ein guter Christ.



Die Rückkehr des verlorenen Sohnes (Max Slevogt)

Beim Rollenspiel kam heraus, dass das Verhalten der beiden Söhne, so unterschiedlich sie auch sind, gut nachvollziehbar ist. In beide Söhne konnten sich die Jugendlichen ohne Schwierigkeiten hineinversetzen. Nur das Verhalten des Vaters löste immer wieder eine große Irritation aus. Die Jugendlichen sagten: „Der handelt nicht normal“.

Unnormal schien, dass die beiden Söhne auf der einen Seite und der Vater auf der anderen auf unterschiedlichen Ebenen miteinander sprachen und es so zu Missverständnissen, ja zu Unverständnis, kommen musste.

Der Vater bewegt sich stets auf der Ebene der Person, die Söhne bewegen sich auf der Sachebene. Sie argumentieren: Der Jüngere: das Erbe steht mir zu. Als er schließlich zurückkehrte, überlegte er, wie er seinem Vater eine Brücke bauen konnte, damit der ihn wieder bei sich aufnehmen würde. Er legte sich eine Entschuldigung zurecht. Wir hätten es auch so gemacht: „Ich habe gesündigt, gegen dich, gegen den Himmel. Ich bin nicht mehr wert, dein Sohn zu sein; mach mich zu einem deiner Tagelöhner.“

Aber, und das ist das Fatale, gerade das, was für den Vater das Entscheidende ist, das Sohnsein, will der Sohn aufgeben. Er ist bei der Rückkehr innerlich weiter entfernt denn je vom Vater.

Die Erklärung von Rechtfertigung und Schuld des Sohnes wird vom Vater überhaupt nicht angehört. Der jüngere Sohn wird in seinem Verlangen, erklären zu wollen – das ist doch wohl verständlich – von Vater überhaupt nicht ernst genommen. Der Vater eilt ihm entgegen, umarmt und küsst ihn. Es wird ein Fest gefeiert.

Der ältere Sohn rechnet auf: „So viele Jahre diene ich dir schon. Nie wurde mir ein solches Fest bereitet, obwohl ich nie gegen deinen Willen gehandelt habe“. Auch hier: der

Vater geht auf sein Lohn- und Leistungsdenken überhaupt nicht ein: „Mein Kind, du bist immer bei mir, und alles, was mein ist, ist auch dein“.

Der Vater antwortet stets: „Mein Sohn, mein Kind“. Er fordert von den Söhnen nichts. Keine Argumente, keine Rechtfertigung, keine Leistung. Das wurde von den Jugendlichen als „unnormale“, als nicht nachvollziehbar empfunden. Es übersteigt ja auch tatsächlich unsere normale Erfahrung mit Menschen.

Auf die theologische Ebene gehoben, bedeutet das: Jesus will sagen: Gottes Erbarmen geht über unseren Erfassungshorizont. Und: Wir brauchen Gott keine Vorleistungen zu bringen.

Hier hat auch der Konflikt Jesu mit den Pharisäern seinen Sitz im Leben. Die Pharisäer waren fromme ernsthafte Leute, die Gottes Gebote wirklich ernst nahmen. Sie waren keine sturen Unmenschen, zu denen sie manchmal in der Bibel abgestempelt wurden. Sie strengten sich an, um des Erbarmens Gottes würdig zu werden. Aus dieser Haltung heraus konnten sie Jesus nicht verstehen und mussten ihn zur Rede stellen. Der springende Punkt war: Sie hatten sich nicht darüber geärgert, dass er den Zöllnern und Dirnen Vergebung verhiess – dafür beteten sie auch –, sondern darüber, dass er sagte, Gott verlange nichts dafür. Das fanden sie Gottes unwürdig. Wir wissen, wie scharf Jesus dagegen protestierte.

Der Vater kennt nur die Liebe zu seinen Söhnen. So ist Gott. Warum? Es gibt keine Gründe dafür. Er ist so. Der barmherzige Vater ist der heilige Gott der unbegreiflichen Liebe.

Beim großen französischen Philosophen und Mathematiker des 17. Jahrhunderts, Blaise Pascal, fand ich einen Gedanken, der vielleicht weiterhilft. Er spricht von drei Ebenen in der Welt. Die unterste Ordnung ist das Materielle; ihr verfällt der Mensch schon in blinder Faszination. Er kann Stunden und Tage, ja sein Leben an Briefmarkensammlungen, Wohnungsinterieurs, Mode, Autos verschwenden.



Die Rückkehr des verlorenen Sohnes
(Rembrandt van Rijn)

Diese erste Ebene wird unendlich überstiegen von der Ebene des Geistes. Die großen Ideen, denen man sich verschreiben kann – Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit, auch Wissen, Erkenntnis.

Und doch sind die größten und edelsten Wirklichkeiten von Ebene zwei, so Pascal, nichts im Vergleich mit der dritten Ebene, der Ordnung der Liebe.

Hier – in der Ordnung der Liebe – kommt Pascal zu einer Erkenntnis, die vor ihm noch nie jemand so formulierte: „Alle Körper und aller Geist zusammen wiegen nicht die kleinste Regung von Liebe auf“, schrieb er. D.h. die Träne, die man einem Kind von der Wange wischt, und der Schweiß, den man einem Sterbenden von der Stirn nimmt, die Zeit, die man einem anderen schenkt: Alles dies ist unendlich größer, bedeutender, weil dem Göttlichen unendlich näher als teure Autos, große Häuser und Luxusyachten, auch als Intelligenz, Literatur, Philosophie.

Wenn ein Kind hingeht und aus Liebe mit einem geistig behinderten Kind seines Alters spielt, so leistet nach Pascal dieses Kind mehr, als einer, der das größte Fußballstadion der Welt baut, oder als einer, der einen genialen Roman verfasst und damit in die Weltliteratur eingeht. Denn das Kind operiert auf Ebene 3. Und da ist das Geringste größer als das Größte in den Ebenen 1 und 2. Pascal sagt: Nur wenn wir uns diese Sichtweise zu eigen machen, werden wir etwas von Gottes Rockzipfel erfassen und verstehen. Und doch: Wir tun uns schwer, da zuzustimmen. Zu viele Erfahrungen scheinen dem entgegenzustehen.

Der hl. Benedikt schreibt in seiner Klosterregel einen sehr bedeutsamen Satz als letzten Punkt einer sehr langen Aufzählung von Weisungen. In der ganzen Tradition heißt es: Wir sollen auf Gottes Barmherzigkeit vertrauen. Benedikt aber schreibt: „Wir sollen an Gottes Barmherzigkeit niemals verzweifeln“ (RB 4). Benedikt geht davon aus, dass es im Leben Situationen gibt, in denen wir von Gottes Barmherzigkeit nichts mehr erkennen und spüren, dass wir an Gott verzweifeln können, dass wir wie die Söhne neben dem Vater stehen und innerlich nicht zusammenkommen. Im Gleichnis gibt es ja kein wirkliches Happy End.

Aber, und das ist der Trost und die Verheißung des Evangeliums, nur wenn wir uns immer wieder in Gottes Barmherzigkeit versenken und von ihr berühren lassen, kann auch unser Herz größer und barmherziger werden, unser so materialistisches Denken kann sich zur 3. desquartschen Ebene entwickeln, und wir werden allmählich immer mehr heimfinden zum Vater, dem Gott der unbegreiflichen Liebe, dem barmherzigen Vater aller seiner irgendwie verlorenen Söhne und Töchter, so fern oder nah sie auch sein mögen.

P. Ambrosius

Zum Gründonnerstag

„Liebt einander, wie ich euch geliebt habe“. Das ist Jesu spirituelles Testament, das er seinen Jüngern vor dem Letzten Abendmahl aufgetragen hat.

In der Stunde des Abschieds sagt er ganz ausdrücklich: „Ich seid meine Freunde“. „Alles, was ich von meinen Vater im Himmel weiß, habe ich euch gesagt“.

Hier beim Abendmahl und in jeder Eucharistiefeier schenkt er uns im Brot seinen Leib, die Speise, die uns die Kraft geben will, damit wir seine Liebe leben können, damit wir in Verbindung mit ihm bleiben. Wir müssen uns in Jesus festmachen, uns von ihm inspirieren, von seinem Heiligen Geist erfüllen lassen!

Jesus hat immer wieder zum Vater gebetet und auch seine Jünger zum Gebet angehalten, um mit ihm und dem Vater verbunden zu bleiben. Und er hat den Jüngern die Füße gewaschen. Denn daran soll man erkennen, dass wir zu ihm gehören: Jesus sagt: „Wie ich euch gedient habe, sollt auch ihr einander dienen. Wie ich für euch da bin, so sollt auch ihr für einander da sein!“

Gottesliebe und Liebe zum Nächsten sind die beiden Seite der gleichen Münze: Wenn ich zu 100 Leuten Kontakt habe, und 10 davon liebe ich, sie sind mir sympathisch usw., 80 sind mir egal, und mit 10 komme ich nicht aus, dann spiegelt das auch meine Gottesliebe wieder. 10 % liebe ich Gott, 10 % lehne ich ihn ab, zu 80 % ist er mir egal, spielt er in meinem Leben keine Rolle. Aber genau besehen geht es zuerst nicht um die Liebe, die ich zu Gott habe, sondern um die Liebe, die er zu mir hat.

Wenn ich die Erschütterung, dass Gott mich liebt, wirklich zulasse, dann bringt das vieles in Bewegung. Gott hat mich ins Dasein geliebt – nicht nur einmal in der Vergangenheit, sondern jeden Augenblick liebt er mich ins Dasein, auch in diesem Augenblick.



Speyrer Altarbild 1578

Es gibt Menschen, die es in ihrem Leben schlecht getroffen haben, die in ihrer Kindheit wenig Wärme, wenig Liebe, wenig Geborgenheit erfahren haben, und schlimmer noch, wie es uns heute so bewusst ist, die in ihrer Jugend von Vertrauenspersonen missbraucht wurden. Sie tragen eine enorme Last mit sich. Für sie ist der Glaube an die Liebe Gottes oft ungeheuer schwierig. Was sollen sie sich unter reiner Liebe ohne Bedingung vorstellen, die sie nie erfahren haben?

Es gibt aber auch Menschen, die Glück gehabt haben, die in einer harmonischen Familie aufgewachsen sind, die viel Liebe und Zuneigung erfahren haben – ganz selbstverständlich. Aber die Liebe Gottes zu uns ist ganz anders. Wir alle müssen den Glaubenssprung machen! Und zu diesem Sprung kann uns nur Gott befähigen.



Speyrer Altarbild 1578

Beim hl. Ignatius von Loyola habe ich gelesen:

„Die Liebe Gottes beruht auf nichts. Sie beruht nicht auf meiner Tugend, nicht darauf, dass ich mich anstrengte oder so angenehm, so gelungen bin. Gottes Liebe beruht auf nichts. Und darin liegt eine gewaltige Schwierigkeit für uns und gleichzeitig eine gewaltige Befreiung. Wenn die Liebe Gottes auf Etwas beruhen würde, und dieses Etwas würde zusammenbrechen, dann würde das ganze Gebäude einstürzen. Und eben das kann nicht passieren! Weil die Liebe Gottes auf nichts beruht, ist sie absolut sicher. Sie ist der absolute Ur-Sprung. Sie ist grund-los, ohne Grund. So tief ich auch hinabsteige in die Liebe Gottes, ich komme nie an einen Boden. Es gibt keinen Boden. Auch in einem langen Leben komme ich mit ihr nie an ein Ende.

Gott nimmt in seiner Liebe nicht Maßstab an uns, sondern an sich selbst. Unsere Liebe nimmt immer ihren Maßstab an dem anderen. Da liebe ich den einen mehr, den andern weniger. Gott aber nimmt Maß an sich. Da liegt der Unterschied. Wir haben lieb, ER ist Liebe.“ Aus dieser Liebe schließt der Herr niemand aus. Auch die nicht, die schuldig geworden sind.

Es ist folgende mittelalterliche Legende überliefert: Jesus ist mit den Aposteln zum ewigen Gastmahl versammelt. Alle haben Platz genommen, aber Jesus beginnt noch nicht

mit dem Mahl. Überraschend lässt er noch einen zusätzlichen Stuhl aufstellen. Dann wartet und wartet er. Die Apostel werden ungeduldig. Warum fängt er nicht an? Die Spannung wächst! Auf einmal geht die Tür auf. Judas kommt herein. Jesus steht auf und geht ihm entgegen. Zum Erstaunen aller umarmt er ihn und sagt: „Komm, mein Freund! Nimm Platz bei uns! Ich habe auf dich gewartet!“ Und das Mahl beginnt.

Mehr kann man nicht lieben. Kein Vorwurf. Kein Aufrechnen eines Sündenregisters. Keine Art „Fegefeuer“. Keine Höllenstrafe. Der Herr nennt ihn weiterhin Freund. Wie auch Petrus nach der Verleugnung und Thomas nach der Auferstehung. Trotz aller Enttäuschungen durch seine Jünger nimmt der Herr nichts zurück vom Freundschaftsbund des Abendmahls.

Denn Jesus kann sich selbst nicht untreu werden. Er ist der ganz und gar Liebende, nicht nur für seine Freunde, auch für seine Feinde! Am Kreuz betet er noch: „Vater, vergib ihnen, denn sie wissen nicht, wie sie tun“ (Lk 23,34). Nicht wir haben Jesus erwählt, vielmehr hat er uns erwählt, diese Liebe zu leben, in lebendiger Beziehung zu ihm zu bleiben und diese Erfahrung seiner göttlichen Liebe weiter zu schenken. In der benediktinischen Tradition spricht man von *ora et labora*, bete und arbeite. Unter Beten versteht Benedikt nicht nur das Chorgebet, das er Pflicht nennt, die selbstverständliche Aufgabe des Mönches, der Dienst für die Kirche, sondern er spricht sehr eindringlich vom persönlichem Gebet, vom Meditieren der hl. Schrift, von der Meditation, dem Verweilen vor Gott, dem Sich-Versenken in seine Gegenwart, dem Sich-bei-Gott-ausruhen, dem Wie-bei-einem-Freund-bleiben, ohne Absicht, nur aus Freude bei ihm zu sein, wie es die hl. Teresa von Avila gesagt hat.

Beten und arbeiten, Gottes- und Nächstenliebe gehören zusammen. Wenn es nicht so wäre, wenn wir uns nur auf das Beten beschränken würden oder nur auf die Arbeit, dann kämen wir auf dem Weg der Christusnachfolge nicht vorwärts.

Es ist so wie beim Gehen. Ein Bein muss immer fest auf dem Erdboden stehen, damit das andere ausschreiten kann. Und beide Beine müssen sich abwechseln, damit wir vorwärts kommen. Es gibt Zeiten, da wir vielleicht nur das eine Bein belasten, in Zeiten, in der das Beten schwer fällt und die Meditation gar nicht gelingt, weil wir im Augenblick mit uns selbst gar nicht zurechtkommen, und der einzige Halt nur noch die Tätigkeit ist, das ist in Ordnung. Irgendwann muss es aber wieder ins Lot kommen, damit wir vorwärts schreiten können, oder es kann Zeiten geben, etwa im Alter, wo das Beten wichtiger wird, das Verweilen in Gottes Gegenwart, und das aktive Handeln nicht mehr die Rolle spielt. Wenn beides in fruchtbarer Spannung steht, wenn beide Beine sich beim Gehen abwechseln, kommen wir auf dem Weg zu Herrn vorwärts, lebt in uns seine Liebe auf.

P. Ambrosius

Zur Osterzeit

„Ich bin es selbst“, sagt Jesus. Verwundert sehen ihn die Jünger an. Es lag erst ein paar Tage zurück, dass sie ihn am Kreuz hängen sahen, wie er starb. Ich bin es selbst. Sagt Jesus. Er zeigt ihnen seine Wunden, isst vor ihren Augen einen Fisch.

Geister sind nicht von Leiden gezeichnet, Geister essen nicht. Geister können keinen Frieden bringen. Jesus sagt: Friede sei mit euch.

Jetzt ist er wieder unter ihnen. Wie früher. Als sie mit ihm durch die Dörfer und Städte zogen. Als er denen das Evangelium brachte, die an keine gute Botschaft mehr glaubten.

1653 schrieb Johann Franck den Choral „Jesu meine Freude“. Johann Sebastian Bach hat ihn vertont. Der Choral gibt genau wieder, wie sich die Jünger fühlten.

*Jesu, meine Freude,
meines Herzens Weide,
Jesu, meine Zier.
Ach, wie lang, ach lange
ist dem Herzen bange,
und verlangt nach dir!
Gottes Lamm, mein Bräutigam,
außer dir soll mir auf Erden
nichts sonst Liebbers werden.*



Speyrer Altarbild 1578

Wenn man Bachs Musik dazu hört, dann ist sie seltsam verhalten. Diese Verhaltenheit finden wir auch bei den Halleluja des Ostertages, angefangen beim Halleluja der Osternacht. Auch die ältesten Osterlieder: „Christ ist erstanden“, oder „Wir wollen alle fröhlich sein“, sind seltsam verhalten, manchmal fast leise, als suchten und tasteten sie sich zum Jubel vor: wie eine Blüte, die aufbricht, die aber noch etwas Zeit braucht und etwas Sonnenschein, um ganz aufzublühen. Der Jubel muss sich erst durchkämpfen, er bricht sich erst allmählich Bahn.

Es wird vom banger Herzen gesungen, das nach Jesus verlangt. Das alte Wort „bang“ gibt ein beklemmendes Gefühl wieder, eine Sehnsucht, die um einen geliebten Menschen bangt, bis man ihn wieder in die Arme schließen kann. Und Johann Franck dichtet: „Außer dir soll mir auf Erden nichts sonst Liebers werden“.

Am Karfreitag haben die Jünger das Weite gesucht und nach Ostern sich vor Angst eingeschlossen. Sie werden mit der Tatsache von Jesu Tod nicht fertig, mit seiner Auferstehung aber auch nicht. Ihre kleine Welt ist völlig durcheinandergeraten, Hoffen und Bangen schlagen bei ihnen Purzelbäume.

Jesus tritt in ihre Mitte. Wir spüren die Unsicherheit, sehen in den Augen der Jünger ungläubiges Entsetzen, merken ihr Verstummen, ihre Verwirrung.

In der letzten Strophe seines Chorals will Johann Franck diese beklemmende Ratlosigkeit überwinden:

*Weicht, ihr Trauergeister,
denn mein Freudenmeister,
Jesus, tritt herein.
Denen, die Gott lieben
muss auch ihr Betrüben
lauter Sonne sein.
Duld ich schon hier Spott und Hohn,
dennoch bleibst du auch im Leide,
Jesu meine Freude.*



Jesus tritt herein. Die „Trauergeister“ und der „Freudenmeister“ stehen sich gegenüber. Frank wählt ganz eigentümliche ungebräuchliche Worte, Kunstworte.

Es braucht Zeit, bis Bangen und Beklemmung im Herzen der Jünger sich lösen und Freude und Zuversicht aufsteigen. Jesus ist nicht einfach wieder da wie vor dem Tod. Es geht nicht so weiter wie vorher. Aber er erscheint auch nicht wie ein ätherischer Lichtstrahl. Die Erzählung setzt sich ganz klar von jeder Art von Esoterik ab, die den Leib absplattet und ihn durch ein strahlendes Lichtkleid ersetzen möchte, sondern im Gegenteil: Im letzten Satz unseres Chorals heißt es dann: „Dennoch bleibst du auch im Leide, Jesu, meine Freude.“

Der auferstandene Herr hat seine irdische Geschichte nicht abgestreift und wie ein Kleid in den Schrank gehängt. Was er erlebt und erlitten hat, sitzt ihm nicht nur in den Kleidern. Es ist nicht spurlos an ihm vorübergegangen, im Gegenteil: es hat deutliche Spuren hinterlassen. Es hat ihn unauslöschlich gezeichnet, es kennzeichnet ihn.

Tertullian, ein früher christlicher Theologe aus Karthago, um 220 gestorben, der als erster in lateinisch schreibt, hat den prägnanten Satz formuliert: „Caro cardo salutis“. Caro, das Fleisch, ist cardo, der Angelpunkt des Heils. Die Auferstehung haftet im Fleisch. Sie bricht genau dort ein, wo der Tod sitzt. Es ist eine Gewissheit, die der Auferstandene schenkt, aber eben eine Gewissheit, die sich nicht von selbst einstellt, sie ist auch nicht einfach eine Erfahrung, die man im Leben machen kann, der Lebenserfahrung, zu entnehmen. Sie lässt sich auch nicht zwischen den Zeilen vermitteln, ist nicht zu machen. Das Evangelium vom Leben ist ganz Geschenk.

Es ist bezeichnend: Die Jünger haben ihre eigenen mühsamen Erfahrungen mit dem auferstandenen Herrn nicht verleugnet oder schöneredet, sondern von der Schwierigkeit ihres Begreifens berichtet, von ihrem erst allmählichen Verstehen erzählt, und das macht ihr Glaubenszeugnis für unser eigenes Glaubensleben so wertvoll. Wer den Zweifel nicht kennen gelernt hat, weiß auch nicht, was Glauben ist; wer die kritischen Rückfragen scheut, wird keine Gewissheit finden; wer den Tod nicht fürchtet, achtet auch das Leben nicht.

Johann Franck war von Beruf Rechtsanwalt, wurde 1651 Bürgermeister in Guben und starb 1677 in seiner Heimatstadt. Er kannte die Schrecken des 30jährigen Krieges und seine Folgen. Neben seinem Beruf und der öffentlichen Verantwortung, die er in seiner Stadt übernahm, brachte Franck mit seinen schönen einfachen Texten, die jeder verstehen konnte, das Evangelium zum Leuchten.

Das war sein Charisma. Johann Franck wurde mit seinem Talent Zeuge Jesu Christi, ein Bote des Lebens. Aber nicht nur er, sondern jeder Christ hat ein solches Charisma. Dahinter aber steht die Gewissheit um die Gegenwart des auferstandenen Herrn. Das verlangt

eine Wandlung des Herzens, eine andere Aufmerksamkeit. Allmählich. Von jetzt an müssen wir anfangen, anders zu denken und zu handeln. Wie die Jünger.

Wir müssen unsere eigene schwache Seele, unser zerbrechliches Herz vor Augen haben, unseren schwachen Glauben, unseren Trauergeist. Wenn wir ehrlich genug sind, und das betend vor Gott hintragen, dann werden wir auf der einen Seite vorsichtiger im Kritisieren und Tadeln anderer. Und auf der anderen Seite: Wenn wir uns immer mehr ausrichten auf Jesus, wird er immer mehr unsere Freude, wie der Choral es uns wünscht.

Der Hl. Benedikt sagt es in seiner Klosterregel immer wieder genauso, denn Benedikt war ein ganz und gar von Ostern her geprägter Mensch. Sein ganzes Fühlen und Denken richtet sich nach dem auferstandenen Herrn aus.

Trotz Versagen und Misserfolg, trotz Kummer und Leid, trotz Angst und Sorge, sind wir in guter Gesellschaft, in der Gesellschaft der Apostel. Benedikt würde sagen, wir müssen uns an trübseligen Tagen im geistlichen Leben auf den auferstandenen Herrn besinnen, den Freudenmeister. Es bedarf dabei keiner besonderen asketischen Leistung. Es bedarf aber einer Geisteshaltung, einer Lebens- und Verhaltensweise, die uns von unserer Selbstbefangenheit wegführt zum auferstandenen Herrn, der sich mitten in der Not unseres Alltags zeigt.

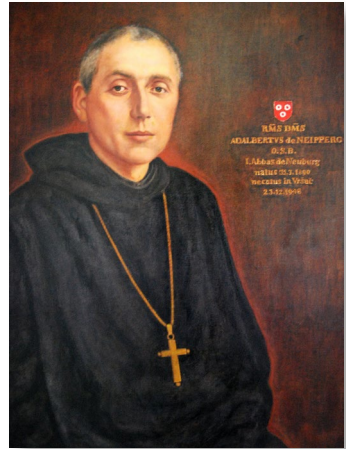
Ich, „Trauergeist“, kann meinem Leben Richtung geben, denn mein „Freudenmeister“, Jesus, der auferstandene Herr, tritt in mein Leben. Ich bin es selbst. Sagt Jesus.

P. Ambrosius



Die Heilige Edith Stein und Stift Neuburg

Am 11. April 1949 veranstaltete der katholische Akademikerverband Heidelberg eine Gedenkfeier für unseren ersten Abt Adalbert von Neipperg und die Märtyrin und Philosophin Edith Stein. Die beiden hatten des öfteren in Heidelberg Vorträge gehalten und empfanden ihr Schicksal „als Opfer für ihr Volk, für dessen Heil zu wirken und zu beten“ sie entschlossen waren. Edith Stein, 1891 in Breslau als Jüdin geboren, konvertierte 1922 zum katholischen Glauben. Zwischen 1927 und 1933 besuchte sie oft das Kloster Beuron; 15 Aufenthalte sind nachgewiesen. Leider gibt es keine schriftlichen Dokumente über die Verbindung zwischen unserem ersten Abt und Edith Stein.



Abt Adalbert von Neipperg

Frau Vierneisel, deren Mann Vorsitzender des katholischen Akademikerverbandes in Heidelberg war, berichtete mir 1991 von einem Vortrag, den Edith Stein 1930/31 in Heidelberg hielt. Unser Abt war dabei und beteiligte sich rege an der anschließenden Aussprache. Als unser Kloster gegründet wurde, lebte Edith Stein in Speyer als Lehrerin und zugleich wie eine Klosterfrau, sie legte für sich die drei Gelübde ab. Im Jahr 1927 verbrachte sie die Ostertage im der Erzabtei Beuron und sprach dort auch Erzabt Raphael Walzer. Edith Stein äußerte dabei ihren Wunsch, in den Orden der Karmelitinnen einzutreten. Walzer riet ihr davon ab. Ihm ging das alles zu schnell. Er sagte später von ihr: „Selten habe ich einen Menschen getroffen, der so viele und hohe Eigenschaften vereint hatte. Sie war schlicht mit einfachen Menschen, gelehrt mit Gelehrten, ohne alle Überhebung, mit Suchenden eine Suchende, beinahe möchte ich hinzufügen, mit den Sündern eine Sünderin“. Edith Stein leistete weitere wissenschaftliche Arbeiten. Von nun an kam es für sie darauf an, Arbeit als „Dienst für Gott“ zu leben. Leitbild ist ihr hierbei ein Satz von Kardinal Newman: „eine Persönlichkeitsstruktur, die echter Heiligkeit zum Verwechseln ähnlich aussieht“.

Erzabt Walzer verwies Edith Stein immer wieder auf die konkrete Arbeit als Lehrerin in Speyer bei den Dominikanerinnen. Eine ihrer Schülerinnen erinnerte sich eines Ausfluges nach Neuburg, Abt und Lehrerin hätten sich bei dieser Gelegenheit lange unterhalten. Dass Edith Stein schon die Stadt Heidelberg am Herzen lag, zeigen ihre Aufzeichnungen: „Ich hatte während meiner Gymnasialjahre immer den Traum, in Heidelberg zu studieren.

Daraus war nichts geworden. Nun wollte ich es [1916] wenigstens kennenlernen, und so unterbrach ich für einen Tag die Fahrt. ... Ich habe das Heidelberger Schloß, den Neckar und die schönen Minnesängerhandschriften in der Universitätsbibliothek gesehen.“

Gewiss hat Edith Stein schon früh von der Neugründung unseres bescheidenen Klosters damals vor den Toren von Heidelberg gehört. Ob sie wohl sogar bei der Weihe unseres ersten Abtes in der Jesuitenkirche dabei war? Zu diesem Anlass hatte der Konvent eine kleine Gedenkschrift herausgegeben, die „Laudes Hincmarii sollemniter promendae die benedictionis D. Adalberti de Neipperg primi abbatis de Neuburg XVI. M. Jun. A. D. MCMXXIX“. Ein Exemplar davon mit folgendem handschriftliche Eintrag befindet sich noch heute im Nachlass Edith Steins: „Fr. Dr. Stein gewidmet! Zum 16. Juni 1929, + Raphael, Abbas“. Anfang 1927 hatte die junge Abtei begonnen, ein Gästebuch zu führen, leider gibt es dort keinen Eintrag von der damals schon recht bekannten Wissenschaftlerin. Doch geht aus ihren Briefen hervor, dass Edith Stein von Speyer aus öfter in Heidelberg und auch in der Abtei Neuburg war. Als man sie 1930 zu einem Vortrag nach Heidelberg einlud, schrieb sie an einen Angehörigen des Akademikerverbandes: „Wenn wir gleich hinausfahren, erreichen wir wohl noch die Vesper in Neuburg... Ich war seit Januar nicht in Neuburg und könnte dort vielleicht noch besser ‚meditieren‘ als hier...“. Dass die junge Klostergründung den hl. Apostel Bartholomäus zum Patron hatte, wird Edith Stein dankbar vermerkt haben, denn sicherlich wusste sie schon damals, dass Teresa von Avila ihr erstes kleines Reformkloster ebenfalls diesem Heiligen geweiht hatte.

Als Edith Stein im Jahre 1931 vielerorts Vorträge hielt, war sie zunächst auch für eine Festrede an der Universität Heidelberg vorgesehen, worüber ein Briefwechsel mit Studienrat Dr. Emil Vierneisel erhalten blieb. Dieser Vortrag zu Ehren der hl. Elisabeth von Thüringen anlässlich ihres 700. Todestages wurde aber schließlich Abt Adalbert übertragen, weil die Feier, die zunächst in der Heidelberger Stadthalle stattfinden sollte, in die Kirche verlegt wurde, wo Frauen zu jener Zeit das Wort nicht ergreifen durften. Bekannt geworden in weiten katholischen Kreisen war Edith Stein vor allem durch ihren in Salzburg am 1. September 1930 gehaltenen Vortrag über „Das Ethos der Frauenberufe“. Daraufhin wurde sie in der Pfalz des öfteren um ein Referat über dieses Thema gebeten. So war sie auch von Dr. Vierneisel zu einem Vortrag eingeladen worden; gehalten wurde er beim Heidelberger Verband der katholischen Akademiker.

„Das Eigentümliche in der Art Sr. Benedictas finde ich in ihrem geweiteten geistigen Blick und in dem sich daraus ergebenden Streben und Fühlen des Gemütes.“ So resümiere P. Daniel Feuling nach dem Kriege, als die Karmelitinnen begannen, Zeugnisse über Edith Stein zu sammeln. P. Daniel war Mönch der Erzabtei Beuron, muss sich jedoch um 1930 zeitweise in Neuburg aufgehalten haben. Der Mönch wirkte als Religionsphilosoph und

galt als Pionier der Newman-Rezeption in Deutschland. Im September 1932 kam er von einer Unterredung mit Martin Heidegger im Schwarzwald nach Neuburg zurück. Er berichtete später: „Am Nachmittag... hatte ich an der Klosterpforte etwas zu besorgen. Da hielt mir der Pfortenbruder eine Visitenkarte hin. Er meinte, das sei etwas Besonderes und könne mich mit betreffen. Zu meiner Überraschung las ich: ‚Dr. Edith Stein‘! Natürlich frug ich sofort: ‚Ist sie da? Ich muß sie sprechen.‘ Sie war da... und wir unterhielten uns eine gute Weile über Dinge, die uns gemeinsam berührten.“ Die beiden haben sich wenig später dann bei wissenschaftlicher Arbeit und wegen eines Symposiums in Frankreich getroffen. Nur einmal hat P. Daniel sie später im Karmelitinnenkloster besucht und urteilte: „Sr.Benedicta schien mir als gereift über ihre frühere Weise hinaus“.

Wohl noch wichtiger für Edith Stein war in Neuburg ein anderer Mönch, nämlich P. Petrus Jans, den sie öfter in ihrer Korrespondenz erwähnt. Wie damals einige andere Beuroner Mönche war P. Petrus Maler. Von 1917 bis 1923 studierte er an der Düsseldorfer Kunstakademie und hinterließ auch mehrere Gemälde, in Neuburg finden sich von ihm Bilder der ersten Äbte. Am 3. Mai 1933 schickte P. Petrus Edith Stein eine Briefkarte mit einer Photographie von einem seiner ersten Gemälde auf der Vorderseite; dargestellt ist Jesus mit den drei schlafenden Jüngern am Ölberg. P. Petrus schrieb dazu: „Nehmen Sie gütigst, zwar nach Ostern, aber doch noch mitten im goldenen Osterjubel, mein herzlichstes Grüßen entgegen. Sie wundern sich vielleicht über mein nicht gerade jublierendes Bild ... Es ist der Ausdruck meines Mitempfindens zu dem, was Ihr Herz wohl in letzter Zeit



Edith Stein inmitten ihrer Schülerinnen in Speyer

empfunden haben mag. Sie verstehen, was ich meine! Ich dachte da gar manches mal an Sie. Aber auch das führt näher zu dem, der die Völker rief. Wie geht es Ihnen? So gern hätte ich zur Beruhigung ein paar Zeilen von Ihnen. Darum dringend bittend grüßt Sie in Christo resurgente ihr ganz ergebener P. Petrus Jans OSB.“ Der Bezug auf die sogenannte “Machtergreifung” der Nationalsozialisten ist eindeutig, die Karmeliterin aus dem Judentum musste diese Zäsur besonders bedrängen.

P. Petrus war zunächst Mönch von Beuron und hat lange gezögert, bis er seine Profess auf die Neugründung Neuburg übertrug. Er bekam in Neuburg so viele Ämter übertragen, dass ihm nur noch wenig Zeit zum Malen blieb. Dass P. Petrus trotz vieler Verpflichtungen doch noch einigermaßen beweglich blieb, beweist sein Besuch im Kölner Karmel. Schon kurz nach ihrem Eintritt schrieb Edith Stein: „Während der Postulantenzeit sollte man eigentlich noch keine Besuche bekommen. Es sind aber doch schon einige da gewesen. Der erste war P. Petrus aus Stift Neuburg, den wir im vergangenen Jahr zusammen besucht haben (der Maler, nicht der Philosoph).“ Und ein wenig später schrieb sie: „An Epiphanie der gute P. Petrus Jans aus Neuburg; er blieb sogar über Nacht, weil ich seine Hilfe in einer Seelsorgsangelegenheit brauchte.“

Edith Stein muss P. Petrus sehr geschätzt haben: wiederholt empfahl sie ihn ihren Schülerinnen und später den Seminaristinnen als geistlichen Berater und Begleiter. Auch er war Edith Stein gegenüber außerordentlich aufmerksam. So schrieb er ihr z.B. am 12. April 1934 zur bevorstehenden Einkleidung aus Neuburg eine Karte mit einer Zeichnung des hl. Benedikt, welche er für die Kapelle in Kempen angefertigt hatte. Der Text lautet: „Sehr verehrtes Frl. Doctor! Dominus regit me! So werden Sie am 15. IV. aus tiefdankbarem Herzen beten. Ich danke mit u. bete mit und gratuliere aus ganzem Herzen. Prospere procede! Ich freue mich so, Ihre Klosterheimat nun ein bisschen zu kennen. Und denken Sie sich: Als ich heimkam, am 8. Januar, erfuhr ich, dass ich als Jahrespatron (wir ziehen am Sylvesterabend Jahrespatrone, wer nicht da ist, für den wird gezogen) Ihre große hl. Theresia erhalten hatte. Das freute mich noch viel mehr. Dann kam, vor allem in der Quadragesima, das große Leid über Neuburg; Sie werden davon gehört haben. Gebe Gott, dass ich Sie, mit Ihrem neuen Namen, im Spätsommer wieder sprechen kann ... Ich grüße Sie aus ganzer Seele und gedenke Ihrer treu. In Xo. Ihr P. Petrus Jans OSB“ (ESGA 2, Nr. 314). Die Karte nimmt Bezug auf den Amtsverzicht von Abt Adalbert. Es ist wohl wahrscheinlich, dass Edith Stein in der auch damals so schweren Zeit für unser bescheidenes Kloster gebetet hat.

Als P. Petrus Jahre zuvor einmal in Beuron war, schrieb er Edith Stein: „... Denken Sie sich – ich war fremd in der alten Heimat, quasi hospes pertransiens! Bei den lieben Toten in der Gruft fand ich Anschluss. Dagegen tauchte das kleine Neuburg umso mehr als Heimat

auf, weil das ganze Streben ihm gilt ...“ Wir Mönche der Abtei Neuburg hatten in der Nähe ein Gebäude erworben, das als Gästehaus genutzt wurde und wo sich auch die Oblaten trafen. Ihren Reisenotizen zufolge traf Edith Stein in diesem Haus St. Scholastica zwei ihr bekannte Damen. Am Dienstag, dem 6. September 1932, wohnte Edith Stein morgens in der Frühe noch dem Chorgebet der Mönche, nämlich der Matutin, den Laudes sowie der Prim und etwas später auch dem Konventamt bei. Nach dem Abschied von P. Daniel Feuling und P. Petrus Jans bestieg sie den Zug nach Straßburg.

Am 14.10.1933 trat Edith Stein in den Kölner Karmel ein. Am 15. April 1934, dem Sonntag des Guten Hirten, begann ihr Noviziat. Erzabt Walzer feierte den Gottesdienst. Ihre Novizenmeisterin berichtete: „Tatsächlich war der Eintritt in den Karmel für Edith Stein ein Herabsteigen von der Höhe der Ruhmeslaufbahn in die Tiefe der Bedeutungslosigkeit.“ Später ist Edith Stein, um das Kloster in Köln als Jüdin nicht zu gefährden, nach Holland gezogen und hat in Echt im dortigen Konvent gelebt. Nach einigen Jahren wurde sie dann mit ihrer leiblichen Schwester Rosa von den Nationalsozialisten verhaftet und deportiert.

Ein Jude aus Köln berichtete nach dem Krieg: „Unter den am 5. August [1942] eingelieferten Gefangenen fiel Sr. Benedicta auf durch ihr große Ruhe und Gelassenheit. Der Jammer im Lager und die Aufregung bei den Neueingetroffenen waren unbeschreiblich. Sr. Benedicta ging unter den Frauen umher, tröstend, helfend, beruhigend wie ein Engel. Viele Mütter, fast dem Wahnsinn nahe, hatten sich schon tagelang nicht um ihre Kinder gekümmert und brüteten in dumpfer Verzweiflung dahin. Sr. Benedicta nahm sich sofort der armen Kinder an, wusch und kämmte sie, sorgte für Nahrung und Pflege.“ Am 7. August, morgens um 3.30 Uhr, fuhr der Zug mit den Gefangenen nach Schifferstadt bei Speyer. Hier wurden Edith Stein und ihre Schwester Rosa zum letzten Mal gesehen. Am 9. August 1942 kam der Transportzug in Auschwitz-Birkenau an. Es ist bekannt, dass damals die Gefangenen sofort in die Gaskammer geführt wurden. Zum Schluss ein knappes Zitat der Heiligen: „Wer sich den Händen des Herrn ganz übergibt, kann vertrauen, dass er sicher geleitet wird.“ Darauf dürfen wir Mönche von Neuburg auch in der jetzigen schweren Zeit bauen.

P. Benedikt

Frankfurter Erfahrungen

Immer wieder werde ich gefragt, wie es mir geht, und welche Erfahrungen ich als Mönch in Frankfurt mache. Meine Antworten darauf fallen in der Regel tastend und stotternd aus. Es fällt mir nicht leicht, einen Summenstrich unter mein Leben in einer Großstadt zu ziehen. Das mag daran liegen, dass dieser Abschnitt meines Lebens noch nicht abgeschlossen ist.



Selfie des Herrn Altabtes
Franziskus in der Frankfurter
Innenstadt

Lange habe ich die Frage vor mir hergeschoben, was ich als „Emeritus“ tun wollte. Dann kam für mich überraschend die Einladung aus dem Bistum Limburg, mich dort zu engagieren. Als Ort meines Wirkens wurde nach einigen Gesprächen Frankfurt ausgewählt. Durch die Vermittlung meines Freundes und Stadtdekans Johannes zu Eltz bekam ich eine kleine Wohnung im Herzen der Stadt. In Neuburg fand ich die meisten Möbel, die ich brauchte. Einer meiner Brüder spendierte mir die Kücheneinrichtung samt Waschmaschine. Das Bett und ein paar Regale waren bald besorgt. Da ich in den praktischen Dingen des Alltags nicht wirklich geschickt bin, bedurfte es einiger Helferinnen und Helfer, um die Wohnung zu einem geschmackvollen und gemütlichen Lebensort zu machen, in dem ich mich bis heute sehr wohl fühle. – Das Bistum Limburg war bereit, meinem Kloster ein kleines Gestellungsgeld zu zahlen, das es mir ermöglicht, meinen Mitbrüdern nicht auf der Tasche zu liegen. Erwartet wird von mir, dass ich in der Dompfarrei, zu der acht Kirchenorte gehören, Messen feiere und hin und wieder Firmungen im Bistum übernehme.

Mönch in der Stadt?

Im Nachhinein muss ich gestehen, dass meine Vorstellungen von dem, was da auf mich zukam, eher diffus waren. Die „ideologische“ Begründung meines Umzuges fand ich in der Benediktusregel, wo ein Leben außerhalb der Gemeinschaft als Ausnahme vorgesehen ist – allerdings nicht in der ersten Begeisterung für das Mönchsleben, sondern erst nach langjähriger Erprobung im klösterlichen Alltag (vgl. RB 1,3). Nach 45 Jahren im Kloster und über 30 Jahren als Oberer von zwei Gemeinschaften meinte ich, dieser Voraussetzung zu entsprechen. Die Regel sagt demjenigen, der außerhalb seiner Gemeinschaft allein lebt, allerdings voraus, dass er es nicht leicht haben wird. Er steht nicht mehr in einer Schlachtreihe, wo einer den anderen schützt und stützt, sondern muss sich allein dem Kampf „gegen die Sünden des Fleisches und der Gedanken“ (V. 5) stellen.

Was man dabei erfahren kann, sollte sich in der folgenden Zeit zeigen. Im Vorfeld hatte ich hohe Ideen von meinem Leben als „Einsiedler in der Stadt“. Der konkrete Alltag war dann doch sehr viel nüchterner, aber damit auf unerwartete Weise näher an dem, was ich mir theoretisch vorgestellt hatte. Zuerst einmal war es eine neue Erfahrung für mich, meinen Haushalt allein zu versorgen. In der Regel bereite ich mein einfaches Essen selbst vor. Manchmal – vor allem wenn ich Gäste habe – wage ich mich an etwas aufwändigere Gerichte. Ein wichtiger Teil der Haushaltsführung ist das Putzen, das ich gern vor mir herschiebe. Immer wieder habe ich die Versuchung, eine Putzfrau zu engagieren; aber dann denke ich mir: Ich bin doch gekommen, Gott in den alltäglichen Dingen zu suchen, in den obprobria (RB 58,7), über die ich in Exerzitien und Konferenzen so oft gesprochen habe. Aber das fällt mir nicht leicht, und ich erfahre meine Grenzen an dieser Stelle deutlich. Wenn nicht hin und wieder eine helfende Hand sich meiner Wohnung annehmen würde, wäre es um Ordnung und Sauberkeit nicht sehr gut bestellt.



Gebetssecke

Ich bin doch gekommen, Gott in den alltäglichen Dingen zu suchen, in den obprobria (RB 58,7), über die ich in Exerzitien und Konferenzen so oft gesprochen habe. Aber das fällt mir nicht leicht, und ich erfahre meine Grenzen an dieser Stelle deutlich. Wenn nicht hin und wieder eine helfende Hand sich meiner Wohnung annehmen würde, wäre es um Ordnung und Sauberkeit nicht sehr gut bestellt.

Eine zentrale Frage für mein neues Leben war und ist die nach dem Gebet. Ich muss gestehen, dass ich in diesem Punkt noch nicht sehr weit gekommen bin. Ich hatte mir vorgestellt, dass ich mich vom monastischen Stundengebet verabschieden und eine Weise des Betens ohne Gemeinschaft entwickeln könnte. Aber irgendwie fällt mir das schwer. In der Gemeinschaft ist man einfach von einem Lebens- und Gebetsrhythmus getragen, der wegfällt, wenn man allein lebt und zu beten versucht.

Schneller gewöhnt habe ich mich an die Gottesdienste, die ich in der Dompfarrei zu halten habe. Für jeden Monat wird mir eine Liste geschickt, in die ich mich eintragen kann, wo noch Lücken sind. Gelegentlich halte ich Gottesdienste in zwei Seniorenheimen, die zur Pfarrei gehören. Immer wieder helfe ich auch bei den Mitschwestern in Eibingen aus, die keinen festen Spiritual haben. Darüber hinaus nehme ich interessiert am Leben der Stadtkirche Frankfurt teil.

Von Anfang an spürte ich das Bedürfnis, in dieser Zeit neuer und voraussichtlich verunsichernder Erfahrungen neben meinem langjährigen und in dieser Zeit zum Freund gewordenen Beichtvater eine gesonderte Begleitung zu haben, die ich in einem erfahrenen Theologen und Psychologen gefunden habe. So fahre ich jeden Monat einmal zu einem Gespräch, das mir hilft, meine Fragen und Unsicherheiten zu klären. Mit seiner Hilfe wächst in mir die Bereitschaft, meine eigene Wahrheit besser zu erkennen und mich mit ihr anzufreunden. Das ist nicht einfach, und ich merke immer deutlicher, welche Widerstände sich mir auf diesem Weg entgegenstellen.

Die Gretchenfrage

Die Frage nach Gott ist in meinem Leben nicht ganz neu. Sie begleitet mich seit meiner Kindheit und hat mich bis heute nicht losgelassen. Allerdings hat sich meine Weise des Umgangs mit ihr immer wieder gewandelt. Über die Jahre hat sich der Schwerpunkt meiner Gottsuche verlagert. Wenn ich alte Predigten von mir nachlese, merke ich, dass sich schon vor zehn und fünfzehn Jahren Fragen angebahnt haben, die immer drängender geworden sind. Unsere Weise, mit und über Gott zu sprechen, schien mir nur noch ausgewählten Menschen verständlich zu sein. Das machte mich unruhig, gelegentlich vielleicht auch zum Unruhestifter. Ich begegnete aber auch Menschen, die meine Unruhe teilten, und die in meinen Fragen ihre eigenen entdeckten. Das hat mir im Umgang mit dem, was mich unruhig macht, Mut gemacht.

Heute muss ich mich dem ohne das stabilisierende Milieu des Klosters stellen. Die Grenzen meines Denkens und Suchens sind durchlässiger geworden, damit aber auch das Fundament, auf dem mein Glaube ruht, dünner. Ich kann den Absolutheitsanspruch der formulierten kirchlichen Lehre nicht mehr ohne Weiteres akzeptieren. Unser Umgang mit den Sakramenten scheint mir von magischen Vorstellungen vergiftet zu sein. Aufklärung wird vielfach noch als Bedrohung für den Glauben empfunden. Dabei war Jesus ein Aufklärer, der die Gottesbeziehung Israels von ablenkenden Nebensächlichkeiten befreit und auf das Wesentliche fokussiert hat.

Leben auf der Grenze

Wilhelm Bruners, der lange Jahre in Jerusalem gelebt und sich intensiv den Spannungen des Heiligen Landes ausgesetzt hat, ist in dieser Zeit zum Grenzgänger geworden, wie er in seinem Buch „Zu Hause in zwei Welten“ schreibt. Er musste die vertraute Geborgenheit einer unhinterfragten Zugehörigkeit aufgeben. „Dafür ist mir eine größere Freiheit geworden,“ schreibt er, „die mich etwa Zusammenhänge erkennen lässt, die der Eingesessene eher als bedrohlich empfindet.“ Er hat sein Zelt im Pluralismus aufgeschlagen. „Eben: ein Zelt und kein Tempel, kein Palast. Denn schon die Bibel sagt mir, dass es ein

Zurück in ein verlorenes Paradies falscher Sicherheiten für mich nicht gibt.“ Welche Sicherheiten, die ein „fester Glaube“ verheißt, sind uns, sind mir wichtiger als die unvor-
eingenommene Begegnung mit dem Unvertrauten? Bruners vertraut darauf, dass er „ein-
mal jenes heilige Jerusalem erreichen (wird), in dem alle Pluralismen sich in dem einen
Gott vollenden, der sich nicht scheut, bis dahin unser Exil zu teilen.“ (S. 39-41)

In meinem Frankfurter Leben erfahre auch ich mich als Grenzgänger. Auf der einen Seite
lebe ich nicht anders als viele Rentner. Ich bin Teil der säkularen Gesellschaft. Gott kommt
auf dem Markt und in der S-Bahn nicht auf die vertraute Weise vor. Da gibt es keine
Heiligenbilder und keine deutenden Psalmverse, die an seine Gegenwart erinnern. Auf
der anderen Seite bin ich Mönch und Priester, der gar nicht anders kann, als sein Leben
aus der Bibel und der kirchlichen Tradition heraus zu deuten und zu gestalten; dessen
Leben die Eucharistie von Kindheit an begleitet, und der in den einfachen Gesängen des
monastischen Offiziums eine Heimat gefunden hat. Beide Seiten erfahre ich in meinem
Leben. Sie sind so spannend, dass es manchmal zieht und weh tut. Ich lese Nietzsche und
frage mich mit Dorothee Sölle, wie man „atheistisch“ glauben kann, ohne das rettende
Fangnetz ein für alle Mal festgeschriebener Wahrheiten. Und dann bete ich morgens
Psalmen und im Auto den Rosenkranz und fühle mich in Vertrautem geborgen.

Mit wachen Sinnen

Seit ich in Frankfurt lebe, ist ich es mir zur Herausforderung und Übung geworden,
aufmerksamer zu leben: aufmerksamer und achtsamer gegenüber mir selbst, aber
auch gegenüber der Welt um mich herum. Das ist mir nicht von Natur aus gegeben.
Immer wieder bin ich erstaunt, was andere wahrnehmen, ohne das ich etwas gemerkt
habe. Ich möchte, dass sich da etwas ändert. Eine Zeitlang habe ich versucht, übungs-
weise die optischen Reize zurückdrängen, wenn ich durch die Stadt ging, und mich auf
das Hören zu konzentrieren, einfach nur die Laute wahrzunehmen, ohne sie zu deuten.
Manchmal habe ich mich dazu mitten in der Fußgängerzone auf eine Bank gesetzt und
nur auf den Boden geschaut. Die Erfahrung ist spannend; leider kann ich die Konzent-
ration nicht lange halten, und schon kommen die ablenkenden Gedanken, oder ich
beginne zu dösen, liebevoll von einem Freund als meine kontemplative Grunddisposi-
tion geadelt.

Ich habe den Eindruck, dass sich die Aufmerksamkeit in meinem Leben nicht aufteilen
lässt. Die Aufmerksamkeit für die Menschen lässt sich nicht von der für Gott trennen.
Wenn ich den Dingen der Schöpfung meine Zeit und Geduld schenke, erahne ich etwas
von ihrem Schöpfer. Dabei ist Gott für mich immer mehr zum Geheimnis geworden. Ja, er
offenbart sich uns, aber nicht in Definitionen und magisch verzerrten kultischen Handlun-

gen, sondern in Worten und Riten, deren Bedeutung unendlich viel größer ist als das, was wir mit ihnen zu bezeichnen versuchen.

Eine Hilfe dabei ist mir seit Jahren der Umgang mit Gedichten. Deshalb stelle ich ans Ende ein Gedicht der Benediktinerin Silja Walther, in dem ich etwas von meinen Erfahrungen als Mönch in der Großstadt Frankfurt erahne. Ein wirklicher Anfänger zu werden, das wäre schon viel.

*Habe ich also diese Regel
bis ans Ende gelebt,
dann bin ich ein vollendeter
Anfänger oder endlich ein
Anfänger geworden, endlich
nichts als ein aus dem
Anfang lebender Mensch.*

Abt Franziskus



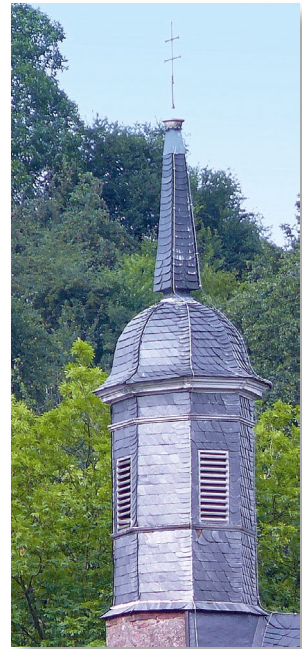
Heiliger Bim-Bam!

Unsere Glocken

„Warum läuten jetzt die Glocken?“ Oftmals werde ich im Park von Neuburg oder direkt in der Klosterkirche darauf angesprochen. Das Wahrnehmen von Glockengeläut gehört eigentlich zu unserem Alltag. Viele nehmen das Läuten bewusst aber kaum mehr wahr. Als es noch kein Radio und Smartphone gab, orientierte man sich mehr an den Glocken, denn diese waren weithin zu hören, zum Beispiel bei der Arbeit auf dem Feld. Ab dem 12. Jahrhundert warnten die Glocken vor Hochwasser und Feuer. So wurden damals auch drohende Unwetter angekündigt.

Bei uns in Neuburg läutet es im Gegensatz zu vielen anderen Gemeindekirchen deutlich häufiger. Mindestens 11 mal am Tag läuten unsere Glocken. Den Grund für das Läuten der Glocken kennt jedoch heute kaum jemand mehr. Einfach gesagt: Das Läuten ist ein Aufruf zum Gebet. Morgens um 6. 50 Uhr läutet eine Glocke zum ersten Gebet, den Laudes. Je nach Tag und Fest unterscheiden sich hier die Glocken. Je höher der (Fest)Tag, desto tiefer der Glockenton. Gleich darauf, um 7 Uhr läutet der Angelus. Zunächst dreimal drei Schläge mit jeweils einer kurzen Pause, darauf folgt dann ein einminütiges Ausläuten der Angelusglocke, die derzeit aus unserer Konventglocke, der Bartholomäusglocke besteht.

Der koptische Mönch Pachomius (292/294 – 346) formte in der von ihm aufgestellten Mönchsregel, der „regula pachomii“, den Begriff des „signum dare“, des „ein Zeichen geben“. Pachomius meinte damit eindeutig ein akustisches Zeichen, auch wenn nicht endgültig geklärt ist, mit welchem Instrument dieses Zeichen gegeben worden ist. Dieses „Zeichen geben“ sollte sich über die Jahrhunderte mit zu einem der zentralen Erkennungssymbole der Christenheit entwickeln. Hatte der Ruf der Glocke zuerst eine einladende Funktion – die Gerufenen sollten sich beispielsweise zum Gebet, zum Gottesdienst, oder auch ganz profan zum Einnehmen einer Mahlzeit versammeln – kam bald auch die anzeigende bzw. erinnernde Funktion hinzu. Hier mag als Beispiel Papst Sabianian (604-606) dienen, der anordnete, die Gebetszeiten der Kleriker durch Glocken so anzuzeigen, das auch die Menschen außerhalb der Klostermauern an diesen teilnehmen konnten.



Die Neuburger Läuteordnung entspricht unserem Tagesablauf. Unsere Glocken geben nicht nur ein Signal zum Gottesdienst, sondern auch zu anderen Zusammenkünften der Klostergemeinschaft, auch dann, wenn ein Bruder gestorben ist.

Für die flächendeckende Verbreitung von Glocken sorgte spätestens Kaiser Karl der Große, in dem er in den „Caroli Magni capitularia“ (um 803) verordnete, mit wie vielen Glocken eine Kirche ausgestattet sein, und welche Person diese Glocken zu welchem Zweck zum Erklingen bringen sollte. Vermutlich ist es nicht vermessen zu behaupten, dass somit seit Karl dem Großen der Europäische Kulturraum – und damit auch das Leben der Menschen in Europa – durch den Klang der Glocken geprägt wird.

Um den Neuburger Tagesablauf zu „beläuten“, wird als nächstens unser Konventamt um kurz vor 8 Uhr eingeläutet. An gewöhnlichen Werktagen wird mit zwei Glocken geläutet, der Bartholomäusglocke und der Michaelsglocke. Die Bartholomäusglocke ist unsere drittgrößte Glocke und wurde unserem Klosterpatron, dem Apostel Bartholomäus geweiht, der schon über 800 Jahre die Abtei als Patron behütet... Sie trägt die Inschrift: „Zu Ehren des Apostels Bartholomäus“. Am Sonntag wird mit drei Glocken zum Gebet und zum Gottesdienst aufgefordert. An Festen und Hochfesten wird der jeweiligen Ordnung entsprechend mit bis zu fünf Glocken zusammengeläutet.

Fünf Glocken hängen in dem kleinen Dachreiter auf der Westseite der Klosterkirche. Erstaunlich, was dieser hölzerne Glockenstuhl alles tragen kann. Wir haben kein sehr altes „Plenum“, so nennt man die aufeinander abgestimmten Töne und somit auch die Größe der Glocken. Das alte Geläute wurde im Jahr 1941 vom Naziregime eingezogen und zur Waffenherstellung eingeschmolzen. In unserer Klosterchronik aus dem Jahr 1950 steht dazu folgendes geschrieben: „[...]Seit dem im Winter 1941 die Glocken unserer Abteikirche bis auf ein kleines Horenglöcklein, dem Dienste Gottes entzogen und in den Dienst des Todes gestellt wurden, haben nicht nur die Neuburger Mönche sich nach ihrem Geläute geseht. Auch die umliegende Bevölkerung und die vielen Gottesdienstbesucher und Spaziergänger vermissten die trauten Klänge, die in Ihrer feinen Abstimmung mit zum Zauber des Neckartales zu gehören schienen. Das heutige Plenum stammt



Die fünf Neuburger Glocken aus dem Jahr 1956

aus dem Jahr 1951. Es geht aus der ehemaligen Heidelberger Glockengießerei Schilling hervor und wurde auf Anregung und Spenden von Wohltätern und einer Spende der damaligen Pfarrkuratie finanziert. Die neuen Glocken wurden dem eingeschmolzenen Geläute genau nachempfunden, das heißt auf die Töne c – d – f – g – a abgestimmt.

Diese Glocken rufen regelmäßig zum Gebet. Mittags um kurz vor 11. 55 Uhr ruft die Konventglocke zum Mittagsgebet. „Ertönt das Zeichen zum Gottesdienst, lasse der Mönch alles stehen und liegen und eile ins Oratorium, denn nichts soll dem Gottesdienst vorgezogen werden“ (RB 43,1,3). Um 12 Uhr beten die Mönche dann gemeinsam und schweigend den Angelus. Um 12. 20 Uhr läutet es zum Mittagessen. Früher war das Läuten auch für die Laienbrüder bei Abwesenheit (z.B. in der Ökonomie, auf dem nahliegenden Feld oder in den Obstwiesen) ein Zeichen, um innezuhalten und eine Aufforderung zum gemeinsamen Gebet. Derzeit ist unsere Konventglocke die „Michaelsglocke“, die zweitkleinste Glocke unseres Plenums. Sie ist dem Erzengel Michael geweiht in Erinnerung an das Benediktinerkloster St. Michael auf dem Heiligenberg bei Heidelberg (9 Jhd.). Sie trägt die Inschrift „Hl. Erzengel Michael und alle Engel, lobet den Herrn im Himmel.“ Unsere kleinste Glocke ist dem Hl. Josef geweiht. Sie läutet zum Rosenkranz und im Festgeläute des gesamten Plenums. Die Josefsglocke trägt die Inschrift: „Laß uns, o Josef, ein unschuldiges Leben durchheilen.“

Unsere zwei größten Glocken sind noch nicht beschrieben. Die zweitgrößte ist die Martinusglocke, geweiht auf den heiligen Mönchsvater und Patron der Beuroner Kongregation, dem Hl. Martin von Tours. Sie trägt die Inschrift: „Du Priester Gottes Martinus, erhabener Hirte, bitte für uns“. Diese Glocke läutet zur Wandlung, an Sonntagen und im Plenum des Festgeläutes an Festen. Mit der größten Glocke unserer fünf Glocken ist das beschriebene Gesamtplenum komplett. Es ist die Marienglocke. Ihre Inschrift hält das Andenken an das Jubiläumsjahr 1950/1951 fest: „Der frohlockende Geist möge fei-



ern im Jubeljahr, wie auf der Jungfrau liebevolle Fürsprache die Welt aus dem Strudel heimkehrt [zu Gott])“. Die Marienglocke läutet als Einzelglocke beim Tod eines Mönches oder im Plenum des Festgeläutes.

Der Läutetag ist fast komplett. Am Freitag läutet es um 15 Uhr zur Sterbestunde Jesu und um kurz vor 17. 30 Uhr dann zur Vesper. Das vorletzte Läuten des Tages ist der Angelus um 19 Uhr, bevor dann die Konventglocke um 19. 25 Uhr zum Nachtgebet, zur Komplet ruft. Mit dem Salve Regina oder der entsprechend des Kirchenfestkreises festgelegten marianischen Antiphon, schließt der klösterliche Alltag und die Nachtruhe beginnt.

So begleiten uns die Glocken durch jede Tag- und Nachtzeit, durch Tag, Monat und Jahr. In der Karwoche schweigen die Glocken aus Trauer ab dem Gloria der Abendmahlmesse am Gründonnerstag, bei dem das Gesamtplenum zur Geltung kommt, bis zum Gloria der Osternacht.

Wenn Sie nun einmal im Park von Neuburg oder in der Klosterkirche gefragt werden: „Warum läuten gerade die Glocken?“ können Sie nun Ihr Wissen zur Geltung bringen und das heilige BimBam wie folgt beschreiben: „...zur Ehre Gottes und zum Wohlklang der Menschen!“

Bruno Volz



Tätigkeiten der SAP-Mitarbeiter

Neuanlage eines Blumengartens um die Madonnen-Statue vor dem Haupteingang des Klosters



Säuberung der Klostermauer

Nachdem der Eingangsbereich ganz vom überwuchernden Efeu befreit wurde, sieht der Turm mit der Mauer von unten betrachtet wie eine alte Burg aus.





Wegkreuz freigelegt



Spaziergänger und Wanderer, die von Heidelberg kommen und sich über den Philosophenweg zum Kloster begeben, finden am Wegrand ein großes steinernes Wegekreuz. Der Stein mit dem Kreuz und dem Stiftswappen ist ein Grenzstein, der den Anfang des Klostersgeländes markiert. Hier endet der Wald, und es folgt eine Wiese, auf der vor einigen Jahren noch Vieh weidete. Reste einer Terrassenmauer lassen erkennen, dass hier einst ein Weinberg war. Nach etwa 300 Metern kommt das Mausbachtal. Man sieht die große Klosterscheune mit den Stallungen.

Der Stein wurde vermutlich in der Zeit zwischen 1706-1773 errichtet, als das Kloster im Besitz der Jesuiten war. Diese haben den Klosterbesitz neu erfasst und verloren gegangene Besitzungen zurück erworben, so z.B. den Haarlass.

In den letzten Jahren hatte sich der große Stein mit den Abmessungen 180 cm x 90 cm stark nach vorne geneigt. Man musste damit rechnen, dass er früher oder später komplett nach vorne stürzt. Büsche und Hecken haben den Stein zusätzlich verdeckt. Insgesamt bot sich dem Vorbeigehenden ein ungepflegter Eindruck.

Der Freundeskreis der ehemaligen Ministranten und Pfadfinder von Stift Neuburg, heute alle Pensionäre, haben in einem Arbeitseinsatz den Stein wieder freigelegt und neu ausgerichtet. Dazu musste der Stein komplett freigelegt werden. Anschließend wurden Wappen und Kreuz neu gestrichen, das Gestrüpp zurück geschnitten oder ganz entfernt.

Mit einem zünftigen Mittagessen und einigen Gläser Bier endete dieser Arbeitseinsatz bei schönstem Frühlingswetter in der Klosterstastätte.

Peter Stadler



BEITRITTSERKLÄRUNG

zum Verein der Freunde der Benediktinerabtei Neuburg e. V.

Hiermit erkläre ich meinen Beitritt zum Verein der Freunde der Benediktinerabtei Neuburg e. V.

(Bitte in Druckbuchstaben ausfüllen.)

Name, Vorname: _____

Straße, Ort: _____

Telefon: _____

E-Mail: _____

Geburtstag: _____

Der Mitgliedsbeitrag beträgt € 50,- pro Jahr.

Ich ermächtige den Verein, den Mitgliedsbeitrag von meinem Konto abzubuchen.

Name der Bank: _____

IBAN: _____ BIC: _____

Zusätzlich ermächtige ich den Verein jährlich eine Spende von € _____
von meinem o. g. Konto abzubuchen.

Ich wünsche keine Abbuchung und überweise meinen Mitgliedsbeitrag zu Beginn jedes Jahres
auf das Konto des Vereins bei der Volksbank Kurpfalz e.G
(IBAN: DE80 6729 0100 0000 1600 16, BIC: GENODE61HD3)

Ort, Datum

Unterschrift

Auch einmalige Spenden von Freunden der Abtei, die dem Verein nicht beitreten möchten, sind sehr
willkommen und können auf dieses Konto überwiesen werden.

Bitte heraustrennen oder kopieren und schicken an:

Verein der Freunde Abtei Neuburg, Stiftweg 2, 69118 Heidelberg, freunde@stift-neuburg.de



Gottesdienstordnung

Wochentags:

07.00 Uhr Vigilien
08.00 Uhr Laudes und Messe
12.00 Uhr Mittagshore
17.30 Uhr Vesper
19.30 Uhr Komplet

Sonntags:

06.15 Uhr Morgenhore
10.00 Uhr Messe
12.00 Uhr Mittagshore
17.30 Uhr Vesper
19.30 Uhr Komplet

An jedem 1. Donnerstag im Monat:

im Anschluss an die Komplet christliche ZEN Meditation

An jedem 1. Freitag im Monat (Herz-Jesu-Freitag):

19.00 Uhr Anbetung

An jedem 1. Sonntag im Monat: 20.00 Uhr Taizé-Gottesdienst

An jedem 13ten im Monat: Marienwallfahrt (13er-Wallfahrt)

Von November bis April

18.30 Uhr Rosenkranz und anschl. Eucharistische Andacht

Von Mai bis Oktober

19.00 Uhr gemeinsamer Rosenkranz

19.30 Uhr Heilige Messe mit Marienpredigt.

Es besteht die Gelegenheit zur Beichte.